

Von der Kassiererin zur Filialeiterin hatte Nadine Berdi bei der Deutschen Bank Karriere gemacht – bis zu dem Zeitpunkt, an dem ihre Filiale betriebsbedingt geschlossen wurde. Ihre Mitarbeiter hatten Existenzsorgen, waren gestresst. Berdi holte sich Hilfe von außen, begann sich mit Stressmanagement zu beschäftigen und mit Bereichen, die man „Mentalfitness“ nennt. Sie fing Feuer. Schließlich kündigte sie bei der Bank, um als Coach neu zu beginnen.

Berdi bezahlte die Weiterbildung, die sich „Fernstudium Mentaltrainer/-in“ nennt, aus eigener Tasche, weil das Arbeitsamt die Förderung für die Bankerin nicht beisteuern wollte: Angefangen beim neurologischen Grundwissen über Entspannungsverfahren bis zu „Lebens-themen“, wie „Schlank sein beginnt im Kopf“ oder „Der Umgang mit Geld“ arbeitete sie sich durch 16 Themenhefte. Ein Seminar, wo der Stoff durchgenommen und erklärt wird, gab es nicht. „Das ist schon anspruchsvoll“, findet Berdi.

Die Weiterbildung ist eines von zahlreichen Angeboten, die unter dem Begriff „Studium“ und mit einem „Studienabschluss“ vermarktet werden. Mentaltrainerin, wie Berdi sich inzwischen nennen kann, ist kein geschützter Beruf und der Weg dahin weder durch eine Ausbildung noch ein Studium vorgezeichnet. Anbieter aus der Erwachsenenbildung sprechen dennoch gern von einem Studium, weil es beim Fernlernen um Selbstorganisation geht – und weil das gewichtiger klingt.

Der Kontakt mit dem Dozenten beschränkte sich auf Mails

„Der Begriff Studium ist nicht geschützt, und wir können den Instituten nicht vorschreiben, wie sie ihre Fernlehrgänge bewerben“, sagt Andreas Sellmaier von der Staatlichen Zentralstelle für Fernunterricht (ZFU). Die Behörde begutachtet und genehmigt alle zulassungspflichtigen Fernlehrgänge in Deutschland, nach der Zulassung alle drei Jahre aufs Neue. Das betrifft Kurse, die kostenpflichtig sind und die in eine Lernerfolgskontrolle münden. Sellmaier ist für die non-formalen Abschlüsse zuständig und damit auch für den Mentaltrainer.

„Es geht um Veränderungsprozesse, die man selbst erlebt haben muss, um sie zu verstehen“, sagt die ehemalige Bankerin Berdi über ihre Weiterbildung. Die 45-Jährige musste über eine mitgelieferte CD auch ein autogenes Training machen. Erst übte sie selbst die Entspannungstechnik, dann reflektierte sie die Wirkung in einem Aufsatz und konzipierte schließlich eine eigene Trainingseinheit, die sie einsprach und an den Dozenten schickte. In Berdis Fall war das ein Düsseldorf Mentaltrainer. Der Kontakt mit ihm beschränkte sich auf Mails: „Wir haben uns nie persönlich gesprochen, aber ich habe immer ein sehr inspirierendes Feedback bekommen“, erzählt sie. Nur an einer Stelle fühlte sich Berdi alleingelassen: „Changing History, das ist eine Situation in der Vergangenheit, die im Nachhinein verändert wird.“ Ein Prozess, der Berdi ebenso faszinierte wie verwirrte: „Das habe ich zuerst nicht richtig verstanden.“

„Changing History“ ist auch schwer zu verstehen. Man muss sich zum einen mit der neurolinguistischen Programmierung NLP auskennen und mit einer bestimmten Konditionierung, um ein „signifikant emotionales Ereignis“ aus der Vergangenheit neu zu bewerten und zu erleben. Zum anderen muss man überzeugt sein, dass es überhaupt funktionieren kann.

Das aber gerade bezweifeln viele Psychologen, die von einer Pseudowissenschaft mit Machbarkeitswahn sprechen. Die Gutachterin, mit der die Zentralstelle für Fernunterricht kooperiert und die anonym bleiben soll, hat „Changing History“ nicht erwähnt. „Unsere Gutachterin hat aber kritisiert, dass eine andere NLP-Technik beschrieben werde, ohne dabei kritische Aspekte anzusprechen“, so Andreas Sellmaier. Das betroffene Fernlehrinstitut habe die Kursunterlagen inzwischen korrigiert.

Wer noch mitlernt – man weiß es nicht

Sucht man in der Datenbank der Staatlichen Zentralstelle für Fernunterricht nach dem Schlagwort „Mentaltrainer“, findet man neben speziellen Angeboten im Sport und für Führungskräfte drei Institute. Sie sind in ihrer Kurzbeschreibung nahezu identisch: Die Ausbildung dauert 16 Monate, bei einem wöchentlichen

Lernaufwand von zehn Stunden, und kostet rund 2500 Euro. Eine Abschlussprüfung entfällt. Für Sellmaier ist das kein Widerspruch zum Fernunterrichtsgesetz. Solange die Teilnehmer im Kurs überprüfen könnten, ob sie die Inhalte verstanden haben oder nicht, sei das Kriterium der Lernerfolgskontrolle erfüllt. Die ZFU lehnt nur Angebote ab, die, wie Sellmaier es formuliert, inhaltlich wie methodisch nicht geeignet seien, die Lehrgangsziele zu erreichen, oder die gegen geltendes Recht verstoßen. Mit einem Bachelortitel darf also keiner der Anbieter in der ZFU-Datenbank werben. „Dem Verbraucher muss in der Gesamtschau des Werbetextes klarwerden, dass es sich um einen Fernlehrgang handelt“, sagt Sellmaier.

Der von Nadine Berdi ausgewählte Lehrgang hat die behördliche Prüfung bestanden. Und auch die Beraterin ist inzwischen einen Schritt weiter: Den Mentaltrainer hat sie mit der Note 1,1 abgeschlossen. Wer noch außer ihr mitgelernt

und ein sehr gutes Ergebnis erzielt hat – sie weiß es nicht.

Die Gesellschaft verändert sich und mit ihr die Themen und der Weiterbildungsbedarf. Bildungsanbieter wissen das für ihre Ziele zu nutzen, in der aktuellen Situation ganz besonders: „Die Anzahl der Zulassungen im Fernunterricht hat seit der Corona-Krise im Vergleich zum Vorjahr um 90 Prozent zugenommen“, sagt Werner Scharpenberg, der die ZFU gerade kommissarisch leitet. Für Weiterbildungsinteressierte macht das die Sache nicht leichter, weil sie genau vergleichen und zwischen Modeblase und Zukunftspotential unterscheiden müssen. „Begleiter für Waldprävention“ werden oder lieber „Wald-Achtsamkeitstrainer“ – in der ZFU-Datenbank findet sich beides. „Bei den Abschlüssen, die nicht geregelt sind, haben Anbieter viele Freiheiten“, sagt Scharpenberg. „Das ist ja dieser Wildwuchs, der beklagt wird.“

Wildwuchs ist auch ein Bild, das gern auf die deutsche Hochschullandschaft an-

gewendet wird. Neben den Staatsexamina Medizin, Jura und Lehramt stehen 18 000 Bachelor- und Masterstudiengänge zur Wahl, darunter Exoten wie „Friesische Technologie“ in Kiel oder „Brauwesen“ in München. Die sollten aber nicht als Beispiel für unsinnige Fächervielfalt herhalten, findet Olaf Bartz, Geschäftsführer der Stiftung zur Akkreditierung von Studiengängen. „Solange es ein hinreichendes Maß an Wissenschaftlichkeit gibt, darf man auch mal etwas ausprobieren.“ „Coffee Management“ etwa wurde vor Jahren in Hamburg angeboten: „Das war zu 90 Prozent ein normaler BWL-Studiengang mit einer Vertiefung in Produktion und Vertrieb von Kaffee. Eigentlich eine solide Sache, es wirkte nur nicht so“, sagt Bartz.

Die „Weltpremiere aus Hamburg“, wie der Studiengang Kaffeewirtschaft damals beworben wurde, ist mittlerweile mangels Nachfrage eingestellt. Für Olaf Bartz ist das ein Zeichen für einen funktionierenden Markt. Bevor ein neuer Studiengang an einer staatlich geprüften Hochschule landet, sei es ein langer Weg. Die Kreation müsse vielversprechend sein. „Professoren sind ein bunter Haufen, da werden viele Ideen produziert“, sagt Bartz. Dann müssen ein Curriculum und eine Prüfungsordnung erarbeitet werden. „Man muss den eigenen Fachbereich dafür gewinnen und sich Diskussionen stellen: Was bringt uns das, passt das zu uns, können wir uns das leisten?“ Drittens der Begutachtungsprozess in den Agenturen, der nicht tragfähige Ideen aussortiere, so Olaf Bartz: „Man muss offen, aber gleichzeitig kritisch bleiben. Bei Angeboten auf der Grenze ist das schon ein Balanceakt.“

300 neue Studiengänge werden jedes Jahr genehmigt

Die Akkreditierung durch den Rat ist am Ende dann nur noch eine Formsache. 300 neue Studiengänge genehmigt er jährlich. Dazu kommen rund tausend Reakkreditierungen, also Studiengänge, die nach acht Jahren den Prozess abermals durchlaufen. Negativbewertungen sind dabei äußerst selten. Eher werden Angebote von sich aus wieder zurückgezogen, etwa Homöopathie-Studiengänge oder Psychologie an Fachhochschulen. Geschlossen wurde auch das Institut für transkulturelle Gesundheitswissenschaften an der Viadrina-Universität, das sich mit Esoterik und als „Hogwarts an der Oder“ einen Namen gemacht hatte. „Die Selbstreinigungskräfte von Wissenschaft und Öffentlichkeit haben da ganz gut funktioniert“, findet Bartz.

Vor der Bologna-Reform, erzählt der Historiker Bartz, seien Studiengänge homogener gewesen als heute. Was das Ministerium nicht kannte, wurde meist abgelehnt: „Da ist viel auf der Strecke geblieben.“ Bartz erinnert sich an einen Professor, der einen Teilstudiengang zur quantitativen Geschichtswissenschaft etablieren wollte, der aber in kein Schema passte: „Eine Idee, die absolut topmodern gewesen wäre, aber in der Rahmenordnung untergegangen ist.“ Inzwischen haben fast immer Wissenschaftler bei der Akkreditierung das Wort. Sie hätten in den letzten beiden Jahren viele neue Studiengänge mit „Digital“ im Titel durchgewinkt, lobt Bartz. Ein Studiengang Mentaltrainer sei nicht darunter: „Da müsste nachgewiesen werden, dass es sich um ein wissenschaftsorientiertes Programm handelt.“ Grundsätzlich abschließen will Bartz so ein Studium aber nicht. So lange auch wirklich Wissenschaft drin ist.

Hauptsache, es klingt seriös

Anbieter sprechen gern von „Studium“, auch wenn ihre Lehrgänge eigentlich Weiterbildungen sind, die mit Wissenschaft nicht viel zu tun haben.

Von Deike Uhtenwoldt



Wildwuchs oder Wissenschaft? Auch einfache Weiterbildungen heißen oft „Studium“.

Foto Picture Alliance

Vielfalt per Videocall

Der Master „Biosphere Reserves Management“

Fünf Kontinente, 130 Staaten, 700 Reservate – wer strategischer Kopf eines Biosphärenreservats werden möchte, dem liegt die Welt zu Füßen. Zumindest in der Theorie. In der Praxis erschweren Vorschriften, kulturelle Vorbehalte und bisweilen auch eine Pandemie den Austausch. Jedenfalls konnte ein Australier seinen Studienplatz im „Biosphere Reserves Management“ nicht antreten. So heißt ein neuer englischsprachiger Masterstudiengang an der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde in der Langfassung. Kurz schreibt er sich „BIOM“ in Großbuchstaben und hat ein großes Ziel: „Wir wollen mit dem Studiengang einen substantiellen Beitrag zum Unesco-Programm liefern“, sagt Erik Aschenbrand, der in Eberswalde eigens zum Professor für internationalen Naturschutz und Unesco-Biosphärenreservate berufen wurde.

Als die Wissenschaftsorganisation der Vereinten Nationen vor 50 Jahren das Programm „Man and the Biosphere“ verabschiedete und damit eine eigene Kategorie von Schutzgebieten ins Leben rief, war Aschenbrand noch nicht geboren. Aber der 35-Jährige begeistert sich schon lange für den „alternativen Ansatz“, Mensch und Natur nicht gegeneinander auszuspielen. Seltene Arten zu schützen habe auch seine Berechtigung, stehe aber weder im Fokus der Unesco noch des neuen Studiengangs. „Konfliktmanagement und Kommunikation spielen eine große Rolle“, sagt der Geograph. Die angehenden Vermittler sollen zudem lernen, wie ein Monitoring der Pflanzen- und Tierwelt funktioniert und wie Schutzgebiete in Deutschland und international verwaltet werden.

Ein breites Programm in einem sehr speziellen Studiengang. „Aber der Arbeitsmarkt gibt das her“, sagt Aschenbrand. Naturschutzverbände, Verwaltungen und Projekte auf der ganzen Welt hätten ein Interesse an den Absolventen. Gelegentlich auch schon vor dem Abschluss: Studentin Angela Dichte arbeitet mit Biosphärenreservaten in der Ukraine zusammen. Ihr Kommilitone Prince Bonus ist in seinem Heimatland Ghana in einem Biosphärenreservat beschäftigt. Zurzeit rein virtuell, wie der 28-Jährige bedauert: „Ich sitze nicht gern drinnen im Büro.“

„Exkursionen sind für unsere Themen elementar“, sagt auch Aschenbrand. Pflanzen und Tiere finden, mit der Bevölkerung in den Randzonen einer Schutzzone sprechen, das mache den Unterschied: „Die Begeisterung springt über, wenn man draußen ist.“ In Zeiten der Online-Lehre hilft sich der Professor mit ehemaligen Kollegen, die er per Zoom in die Vorlesung einlädt, damit sie etwa über Hochwasserschutz sprechen können. Gestartet ist der BIOM-Master mit 17 Studierenden aus vier Kontinenten. Im kommenden Wintersemester werden es 25 Plätze sein. Der Australier sollte sich beeilen: Am ersten Mai endet die Bewerbungsfrist für ausländische Studierende. DEIKE UHTENWOLDT